

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 115. Donnerstag, 27. April 1933.

Frau an der Grenze

Roman von Lilian von Kusenbergr.

5. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Maree war aufgestanden. Offersdorf hob erstaunt den Kopf. Er war solche Plöcklichkeiten an seiner Frau nicht gewöhnt. Er schob den Teller zurück.

„Ist du nichts mehr, Ma?“

„Ja — es ist, glaube ich, halb vier? Gott, wir haben noch ewig Zeit. Magst du noch Kaffee? Peterken! Friß soll in 'ner halben Stunde mit dem Auto unten sein...“



Eine Stunde später war man im Saal des Gasthofes in Wittweiden. Es war schlecht geheizt hier drinnen, aber der Saal war schon jetzt so vollgepfropft mit Menschen, daß man die Kälte kaum spürte. Immer mehr und mehr kamen, Stühle wurden über den Köpfen balanciert, die Holzgalerie war schwarz von einer murmelnden Menschenmenge.

Es waren meistens Bauern und Landarbeiter, dazwischen die Gutsherren, Alte, Junge. Und viele Frauen. Elende, blaß aussehende, aber nirgends stumpfe Gesichter. Sie waren alle irgendwie aufgerüttelt, Stimmen schwirrten, immer mehr und mehr Menschen strömten durch die enge Tür.

Es war schon spät, als die Offersdorfs kamen. Hans hatte die meisten zu begrüßen, auch Maree kannte viele von den früheren Versammlungen her. Es war seltsam zu sehen, wie hier alle Grenzen verwischt waren — eine große Sorge hielt alle diese Menschen zusammen — ein Wille: der Kampf um die Heimat! Das gab ihnen die Einheit.

Langsam kam man nach vorne. Starke, Werbins und Dehringens sahen ganz vorn an der Tribüne. Hans Offersdorf steuerte auf sie zu. Maree war bei der Frau des Lehrers von Wittweiden stehen geblieben, die sie ein paarmal in Dehringenshof getroffen hatte. Sie hatte eigentlich nie einen Berührungspunkt mit dieser glattgescheitelten Frau, die nur von ihren Kindern sprach, gehabt. Aber jetzt stand sie bei ihr wie angewurzelt und redete fieberhaft auf sie ein. Von weitem drangen die Stimmen ihres Mannes und seiner Freunde durch den Lärm — gottlob, sie waren ganz vorn, und Ada Dehringen schien sie in Atem zu halten. Maree konstatierte das mit einem verstoßenen Blick und drehte der Tribüne jetzt ganz den Rücken.

„Offersdorf, hast du schon den neuesten Skandal gehört?“

Franz Dehringen, schmal und überlang, mit Reiterbeinen und abrafiertem Schädel, hielt Offersdorfs Arm fest.

„Skandal? Ich hör' dauernd Skandale! Was für einen meinst du denn?“

„Daß ein Versammlungsverbot schwebt! Die Kerle sind dahintergekommen, daß wir zu sehr Oberhand kriegen.“

„Verbot? Teufel nochmal! Ist das bestimmt, Franz?“

Der zuckte die Achseln:

„Bestimmt? Alles Best kommt bestimmt!“

„Nun unte gefälligst nicht! Außerdem kommt doch von uns nie was in die Zeitungen — bis jetzt. Wie sollen die Brüder drüben denn das so plöcklich merken?“

„Es wird ihnen schon einer den Star gestochen haben.“

„Ja — und?“

„Wir müssen abwarten. Wenn ich was Näheres höre, muß einer von uns nach Berlin, vorstellig werden. Bevor ein Verbot durchgeht!“

„Hältst du das für sicher?“

Dehringen schüttelte den Kopf:

„Sicher? Du willst wohl abwarten, bis man dir die Sache aufs Butterbrot schmirt? Aber hier heißt es: vorher was tun! Was ist denn, Ada?“

„Tag, Herr von Offersdorf. Wieder Sorgen?!“

Die helle, ein wenig scharfe Stimme der Frau von Dehringen erklang neben Hans Offersdorf. Der wollte noch Näheres wissen über Dehringens Vermutungen, denn es ging nicht so rasch, bis er in Gedanken mit einer Sache fertig wurde, aber Ada Dehringen ließ nicht so leicht lodern. Sie galt für eine sehr hübsche Frau, war groß, blond, animalisch, mit unruhigen hellen Augen — ein wenig laut und nicht zu übersehen. Sie stand vor Offersdorf, kaum kleiner als er, und redete auf ihn ein. Was sie sagte, war eigentlich gleichgültig, aber die Art, wie sie sprach, war fesselnd. Wenigstens für manche. Ihre blauen, fast schamlos kühlen Augen lagen in denen von Offersdorf. Sie sprach jetzt nicht mehr, sie lachte nur. Offersdorf beugte sich ein wenig zu ihr herab. Er wollte verstehen, was sie sagte, aber der Lärm nahm alle Worte weg. Er sah sie nur lachen, ihre großen weißen Zähne leuchteten nah vor ihm auf. Dann sagte sie ihn am Arm, und er folgte ihr nach vorn, wo noch ein paar Stühle freigehalten wurden.

„Tag Offersdorf, ist deine Frau nicht mit? Doch? Wo denn? Ach, da drüben spricht sie mit Frau Kuhler. Franze, winkle ihr doch mal!“

Maree stand noch immer bei der Lehrersfrau. Die wies jetzt nach vorn:

„Da wird gewinkt, daß Sie hinkommen möchten, gnädige Frau.“

Dann auf Wiedersehen, Frau Kuhler!“

Maree wand sich langsam durch das Gewühl. Sie preßte die Zähne aufeinander. Einmal mußte es ja sein! Herunter mit dem sinnlosen würgenden Gefühl, das sie diesen Menschen gegenüber plöcklich hatte! Da waren sie auch schon — alle!

„Da sind Sie ja, Frau von Offersdorf?“

„Abend Gnädigste. Tüchtig, daß Sie auch da sind!“

Getreide
ung an
harten
letztens
mierung
schm

och 1933
heid
0,85
3,34
14,90
2,04
14,82
3,85
0,24
1,65
17,197
2,45
59,31
2,49
83,33
6,43
22,12
5,20
42,54
64,81
13,31
74,32
16,68
12,72
66,07
73,32
82,33
36,05
75,33
110,81
45,55

Südliche
ermittelt
rt a. M.
sichtigste
3 u g a n g
der Staat
die Galt
angewandte
M. gegen
auf einer
M. gegen
Son den
zum Se
ford und
contur
h auf fe
weilens it
ein Fin
shiner.

„Tag, Maree, du siehst aber schlecht aus! Ist das nur die Lust hier?“

„Tag, Baronin! Famos, daß Sie auch immer mitkommen! Schade, daß Ihr Mann heut' nicht spricht. Na, Sie genießen ihn ja sonst immer!“

„Los, Kinder, Stühle her!“

Maree lächelte fast automatisch. Sie merkte selbst nicht, wie blasiert das hier wirkte, wie fremd, in dieser aufgewühlten Menschenmenge. Da — ihr Herz tat ein paar wilde Schläge — Starks verwittertes Jägergesicht tauchte zwischen den anderen auf. Er nahm Marees Hand, hatte ein fast gütiges Lächeln:

„Schön, daß Sie kommen, Baronin. Tat mir leid, unser letztes Zusammentreffen! Höllisch dumme Sache! Freut mich nun, daß ich Sie in 'ner besseren Gesellschaft wiedersehe.“

Marees Gesicht wurde noch einen Schein blasser. Sie brachte kein Wort heraus.

„Sie haben sich furchtbar aufgeregt damals, was?“

Starks Augen lagen freundlich auf den ihren.

„Und ich Tölpel fange auch wieder davon an. Seien Sie nicht böse . . .“

„Aber bitte, Herr von Stark —“

Maree brach ab, Ada von Dehringen stand neben ihr. —

„Der Überfall bei Ihnen, ja, liebe Frau von Offersdorf, ganz furchtbar muß das gewesen sein! Mein Gott, ich war ganz erschlagen, als ich's hörte. Und so peinlich, nicht?“

Ada Dehringen hielt Marees Hand fest.

„Und wenn Herr von Stark nicht rechtzeitig gekommen wäre! Gott, nicht auszudenken ist das! Was hätte der alles noch anstellen können! Und für den armen Hans! So unangenehm!“

„Wenn die Sauerei mit dem Teufel nicht gewesen wäre“, brummte Stark, „aber — wollen wir uns nicht hinsehen? Wo bleibt eigentlich der Redner? Es ist längst halb sechs durch?“

Maree hatte langsam ihr Taschentuch in kleine Stücke zerrissen. Mitten in Adas Rede hinein, hatte sie einen Blick aufgefangen. Sie spürte schon die ganze Zeit, daß zwei Augen ihr nachgegangen waren. Jetzt trafen sie sie, und Maree wurde langsam blaß bis an die Lippen. Drüben zwischen den Bauern stand jemand.

Es war Hanno.

Lang, edig, mit ein wenig hängenden Schultern. Seine Hände kamen groß, aber nicht unshön aus den ausgewaschenen Ärmeln der Windjacke heraus. Er trug das Abzeichen einer radikalen Jugendverbindung am Rockaufschlag. Seine Augen lagen starr in denen von Maree. Jetzt fiel ihr ein: Seit der Oktobernacht hatte sie ihn nicht mehr gesehen . . .

In seinem Blick war etwas, daß sie das Einfachste von der Welt nicht tun konnte, — nämlich, ihm zuzunicken! Dieser Blick — dieser starre, seltsam quälende Blick löste alle gesellschaftlichen Geste. Es war nicht Drohung — nicht Bitte — es waren einfach zwei Augen, die hinüberstarrten und Marees Augen umklammert hielten. Vielleicht waren's nur Sekunden. So wenige Sekunden, als man einen belanglosen Satz spricht. Aber sie genügen auch, um einen Überfall zu machen . . .

„Maree, setzt du dich nicht her?“

Paul Offersdorf, Hans' Vetter, schob Maree einen Stuhl heran. Sie setzte sich, und dann kam es ihr erst zum Bewußtsein, daß es Hannos Vater war, neben dem sie saß. Da sprach er auch schon wieder:

„Du siehst blaß aus, kleine Cousine! Auch Aufregungen? Na, da sei du nur froh, daß du keine Kinder hast. Da hättest du ewig Sorgen, so wie die Fränze!“

„Hanno?“ fragte Maree mechanisch und zog den Pelz enger um sich.

„Hanno? Gott, ja, der ist ja ein ziemlich braver Kerl. Nur daß er jetzt diesem radikalen Verband an-

gehört, Fränze regt sich stundenlang darüber auf. Die Jungens wollen ja den Himmel herunterholen. Mord — Totschlag auf der einen Seite — gänzliche Reinheit auf der anderen. Verrückt, ja. Aber in so einer Zeit.“

„Kannst du ihm denn nicht ein bißchen helfen, Paul?“ fragte Maree, ohne aufzusehen.

„Ich, du lieber Gott!“ Paul Offersdorf lachte kurz auf. „Wir Alten werden doch gar nicht gefragt. Sie haben ihre eigene Moral. Wir sind schon erstaunlich fortschrittlich, wenn wir in solche Versammlungen wie heute abend gehen. Na, Maree, ich red' ihm nicht rein. Sie wissen ja doch alles besser. Glaubst du, er sagt der Fränze ein Wort? Denkt nicht dran. Läßt verbissen rum. Und ich hab' meinen eigenen Kram im Kopf. Gott, was glaubst du, Maree. Die Wirtschaftsmisere — noch neben der hundsmiserablen Politik! Und — aber da kommt er wohl — — —“

Mit einem Male waren alle Stimmen verstummt. Adlershof, der Redner des Abends, kam durch den Eingang, gefolgt von einer Gruppe junger Leute. Er war selber Landwirt, der beste Redner und mitreißendste Führer der Bewegung. Sein ernster Bauernkopf war starr geradeaus gerichtet.

Alles war aufgestanden. Man klatschte, man rief. Es war, als hinge an diesem Mann viel mehr als die Rede eines Abends. Man spürte den Glauben der Menge dahinter.

Adlershof begann. Er sprach erst von dem, was alle erlebten — von der eigenen Not und dem Kampf der fremden Eindringlinge, bei dem ihnen niemand half, als ihre eigenen Fäuste.

„. . . Niemand hilft uns, wenn wir uns nicht selber retten, wenn wir uns nicht zusammenschließen, zu einem starken Bund. Jeder Mann ist zwanzig Mann wert, wenn er am rechten Fleck steht und wenn jeder weiß, hinter ihm stehen die anderen, die ihn nicht im Stich lassen!“

Hunderte von Augen leuchteten auf, Hunderte von Händen klangen zusammen.

Maree Offersdorf saß zwischen all den aufgewühlten Gesichtern, auf denen letzte Not und letzter Glaube lag — und glühender Haß gegen den Todfeind, der ihre Grenzen schändete.

Ja, ja, zu ihnen gehörte man. Zu all den blonden schweren Männern, zu den Frauen — es war das gleiche Blut, was in ihnen allen strömte. Es war das eine Land, dem sie alle angehörten. Alles Empfinden, aller Glaube und alle Bereitschaft der Jugend strömten glühend in ihr auf.

Geliebte Erde — spürte Maree, und es war wie ein Schauer — geliebtes Land. Wir sind alle nur da, um dir zu dienen. Und ich glaube, ich weiß nun, daß man für dich sterben kann . . .

Brausen war um sie. Adlershof hatte seine Reden beendet. Stürmisch brandete der Beifall auf. Maree war aufgestanden, mitgerissen von der einzigen Geste im Saal.

„Es lebe die Heimat . . . Nieder mit dem Feind . . .“

Marees Hand sank herab. Schwer stützte sie sich auf den Rand des Tisches. In diesem Augenblick der Hingerissenheit spürte sie, daß sie mit allem, was sie hier glühend mitempfand, den verstieß, den sie im Tiefsten liebte.

Eine Mauer, eine riesige Masse stand auf, wie ein Geisterheer gegen den Mann, der dasselbe Blut hatte wie sie alle, und es so unbegreiflich verriet . . .

Um sie herum senkten sich die Köpfe, all die verzweifelten, kämpfenden Hände schlossen sich ineinander. Man sang, es war ein rauher, kämpferischer und im letzten demütiger Chor: Wir treten zum Beten, vor Gott den Gerechten . . .

Marees Blick fiel zu Boden. Sie konnte nicht mit-singen. Sie fühlte in jähem Grauen: Ich gehöre zu euch und — habe euch mitverraten . . .

(Fortsetzung folgt.)

... wann die Welle blaut.

Von Toni Stihl.

Schwester Beate ließ die Hände von den Tasten des Harmoniums gleiten und träumte in die schattende Dämmerung.

Das war ihre Stunde des Tages: dieses sanfte Verwischen der oft so harten Wirklichkeitslinien, dieses leise Verklingen des Alltags in das lautlose Bogen wacher Phantasien. Dieses vorübergehende Losgelöstsein von den Forderungen einer unendlich schweren Zeit, dieses momentane Vergessen, daß man ganz allein in der Brandung des Lebens stand, so ganz allein.

Der scheidende Tag wies mit zitterndem Finger auf das umflorte Bild an der Wand: die Mutter.

Schwer atmete die Einsame und ihre heißen Blicke bohrteten sich sehnsuchtsvoll durch die zunehmende Dunkelheit. Da war sie wieder, die grausame Erinnerung und riß sie aus ihrer Versunkenheit in das Bewußtsein ihres Schicksals zurück: die Mutter.

Es war eine jener Mütter, von der L. Fr. Barthel so ergreifend schön singt:

So wie du schließt im Schoße deiner Mutter,
Eines mit ihr, der Liebenden, wirst du
Nie mehr in diesem abirrenden Leben
Nicht mit Gott, nicht mit Menschen sein.

Schwester Beates wehe Gedanken gingen weit zurück: wie hatte ihre Mutter das einzige Kind mit der ganzen großen Fülle ihrer Liebe umsorgt und umhegt. Wie treu waren sie durch all die Jahre gewandert, eines die feinsten Regungen des andern erkennend und verstehend. Wie hatte die Mutterliebe es vermocht sie über das Leid, das grenzenlose Leid hinwegzutösten, das ihr der Mann angetan, der die Prüfung seines Herzens nicht bestand.

Und die Mutter war es wiederum, die ihr zur Krankenpflege geratete, um ihr einen passenden Pflichtenkreis zu geben, dessen Aufgaben es ihr leichter machen würden, die Stunde der Trennung, die ja einmal kommen mußte, zu überwinden.

Und dann, als so ihre Mission erfüllt, war sie gegangen . . .

Schwester Beate weinte lautlos vor sich hin. Wenn auch die Zeit, die alles heilende Zeit die Wucht des furchtbaren Schmerzes ein wenig gemildert, wenn sie auch an manchem Krankenbett lernte, sich mit ihrem Geschick etwas zu verjöhnen, wenn auch die treuherzige Dankbarkeit ihrer kleinen Pflegebefohlenen hin und wieder ein schwaches Lächeln ihrer bleichen Züge auslöste, über das Gefühl der Leere half nichts hinweg.

Den Tag über ging es wohl, die steten Abwechslungen ließen sie kaum auf sich selbst besinnen. Aber da waren Abende, in denen sie sich so überflüssig fühlte, weil niemand da war, der mit ihr die Stunden teilte. Da waren Nächte, in denen die ganze Verlassenheit ihres Lebens sie überfiel und nicht zur Ruhe kommen ließ.

Der tolle Märzwind da draußen schlug mit dumpfem Krach einen Fensterladen zu; erschreckt fuhr die Simmende auf. Wie in Flucht vor dem geisternden Schwarz tastete sie nach dem nahen Schalter, erst als das trauliche Licht der freundlichen Ampel die Gespenster der Vergangenheit in die fernsten Ecken bannte, wurde sie wieder etwas ruhiger.

Der Vorsteher des Waisenhauses verbeugte sich vor Schwester Beate. „Alle Hochachtung vor Ihrem so hochherzigen Entschluß; Sie nehmen mir, wie man zu sagen pflegt, wirklich einen Stein vom Herzen.“

Ein feines Lächeln huschte um den Mund der andern: „Ich muß gestehen, Herr Direktor, daß meine Absicht nicht ganz frei von einem gewissen Egoismus ist. Man möchte schließlich doch auch so etwas ganz für sich haben, so ein Seelchen, das ganz zu einem gehört, ein Menschlein, für dessen leiblichen und geistigen Bedürfnisse man allein zu sorgen hat.“

„Ihre so humane Einstellung in dieser verworrenen, ganz auf das Materielle eingestellten Zeit ehrt Sie umso mehr, Schwester Beate, weil Ihr so ausgedehnter Wirkungskreis damit ganz wesentlich erweitert wird. Es ist wirklich nicht leicht, nach aufstrebendem Dienst sich so einem kleinen Kerl zu widmen, der schon — Sie dürfen mir glauben — recht große Ansprüche stellt.“

„Na, ich denke, daß es ich im Verein mit meiner guten, zuverlässigen Hausfrau, die ja auch allein das steht, schon schaffen werde. Nur wäre es mir lieb gewesen, über die Personalien genauer unterrichtet zu werden.“

Wittend schauten die großen Augen auf den Mann vor ihr, aber dieser schüttelte bedauernd den Kopf. „Wie gesagt, Schwester, handelt es sich um eine besonders diskrete Angelegenheit. Ich betone noch einmal, daß die Verhältnisse durchaus geordnet sind; die Herkunft des Kindes läßt mich ohne jegliche Bedenken es gerade Ihrer Obhut wärmstens empfehlen. Vielleicht bietet Ihnen mein Wort auch eine gewisse Garantie?“

Schwester Beate erhob sich und reichte die Hand zum Abschied. „Selbstverständlich, Herr Direktor; ich habe vollstes Vertrauen zu Ihnen. Sobald die noch notwendigen Formalitäten erledigt sind, bin ich zur Übernahme des Kleinen bereit.“

Unterwegs atmete sie in vollen Zügen den linden Frühlings-

wind. Und die Mittagssonne stand licht und wärmend über ihr und eine erste Schwalbe war heimgekehrt . . .

Und ob die Locke mir ergraut
Und bald das Herz wird stille stehn,
Noch muß es, wann die Welle blaut,
Nach seinem Lenze wandern gehn.
Reyer.

Lichter und lichter wurden die Tage. Längst schon hatten die Schmegebdäcken geläutet, lang schon hatten die ersten Weichen gekläut.

Schwester Beate hatte ihre Osterstunde erlebt. Aus einer langen Leidensnacht war sie erwacht, geweckt von kindlichem Lachen, das nun schon seit Wochen ihr sonst so stilles Heim fröhlich belebte.

Aus dem anfangs so schüchternen Bübchen war ein übermütiges Bärtschchen geworden, dessen sprühendes Leben das ganze Haus auf den Kopf stellte, sodaß dessen Herrin, die gute Witwe Babette Rombach, ernstliche Betrachtungen der neuen Zeit übte.

Aber wenn am Abend der kleine Mann seinen lodigen Weiskopf an die Wangen der Schwester Beate drückte und seine Pfandhändchen vertrauensvoll um ihren Nacken legte, wußte er ganz genau, daß ihm alles verziehen wurde. Von beiden Seiten.

Und wieder einmal blaute ein Tag, an dem sich das Versprechen des Lenzes so selig erfüllte. Ein einziger wonniger Blütenstrauch zog durch die Weiten, in den Lüften sang es und klang es voll heraufschender Lebenslust.

Klein-Jürgen war in ungnädigster Laune. Schon lange hatte er Schwester Beate erspäht und eilte gleich vom Fenster, ihr entgegen.

„Mutti hat Besuch, da dürfen Kinder nicht stören“, belehrte ihn seine Wärterin und erleichterte seine Hast durch ein ansehnliches Stück Kuchen, das schließlich seine bestechende Wirkung nicht verfehlte.

Unten aber standen sich zwei Menschen gegenüber, deren Pfade das Leben noch einmal zusammenführte.

Es war die uralte Menschheitsgeschichte von Schuld und Sühne, die der Mann der Frau da vor ihm im Dämmerlichte erzählte.

Schwester Beate behandelte ihn zuerst wie einen völlig Fremden, war eisige Reserve und schroffe Ablehnung. Dann aber — war es der weiche, träumerische Abend mit seinem lodenden Fliederduft, oder der betörende Klang einer verfunkenen Zeit, die aus den Worten des andern herüberwehte — wurde sie still und stiller. Und von ihrer Seele fiel ab alle Bitternis und ein Verstehen weichte ihr Herz zum Verzeihen.

„So ziehe ich denn“, schloß der Besucher, „einsam und freudlos über's Meer in eine neue Welt, wohin mich meine Pflicht ruft. Nun nachdem ich meinen Jungen in allerbesten Hut weiß, kann ich beruhigt wandern. Aber außer deinem grenzenlosen Dank habe ich noch eine einzige Bitte in dieser Abschiedsstunde: daß ich, sollte ich einmal wiederkehren, bei dir, Beate, fragen, was aus meinem Kinde geworden ist?“

Ehe die also Befragte etwas erwidern konnte, wurden im Treppenhause Schritte laut. Silende, trippelnde Kinderschritte, vor denen Beate so bangte und die sie doch aus irgendeinem Winkel ihres pochenden Herzens heraus innigst herbeisehnte. Vier Augen starrten auf die Türe, durch welche Klein-Jürgen im ganzen holdseligen Liebreiz der Kindheit strömte. Einen Augenblick blieb er verwundert stehen und betrachtete den großen Mann, der im sinkenden Abend so buntel vor ihm stand. Verängstigt drängte er zu Beate und klammerte sich an die Falten ihres Kleides.

„Was will der Mann, Mutti?“
Der Kopf mit der Schwesternhaube beugte sich tief zu ihm nieder: „Dich holen kommen, Jürgen.“ Und dann, als sie sah, wie sich das Mündchen zum Weinen verzog: „Jetzt, heute noch nicht, vielleicht später einmal.“

Das Kindergesichtchen hellte sich auf. „Und du gehst dann auch mit?“

Sekundenlang blieb es still, totenstill, nur ein schweres Atmen ging durch den Raum. Eine weiße, weiche Hand tastete über den Scheitel des Kindes. „Soll ich dich denn allein lassen, Jürgen?“
Aus der Ecke, da, wo der große dunkle Schatten stand, kam ein erschüttertes Schluchzen.

Schwester Beate schritt mit dem Kleinen hinaus und hieß ihn noch etwas oben zu verweilen. Dann kam sie wieder und schloß noch einmal die Türe von innen . . .

Ein ferngesunder Patient.

Von Erich Herting.

Der Geheimrat machte mit seinen Hörern den üblichen Rundgang durch die Universitätsklinik — eine stets interessante und vor allem äußerst lehrreiche Angelegenheit. Denn der berühmte Internist verstand es, die „Arbeit am lebenden Objekt“ gelegentlich

... auch zu einem Vergnügen, wenn nicht für den Patienten, so doch für die Studenten zu machen, die Humor befehen. Seine Späße waren für Laien vielleicht etwas roh, aber Mediziner, besonders angehende, sind selten sentimental; sie wissen, was sie ihrem Beruf schuldig sind.

Die Gruppe hatte eben einen der großen Krankensäle hinter sich, als der Geheimrat zum Erstaunen der Hörer in das Arzetzimmer einbog, in das die Studenten selten kamen, weil der Lehrer Vorträge und Besprechungen außerhalb der Hörsäle nicht liebte. Diesmal schien er von seinem Prinzip abgehen zu wollen; er ließ die Studenten Platz nehmen und begann:

„Meine Herren, ich habe heute etwas ganz Besonderes für Sie, nämlich einen sogenannten kerngesunden Menschen. Sie wundern sich vielleicht darüber, daß ich diesem Fall solche Wichtigkeit beimesse, wo es doch viele so hochinteressante Krankheiten gibt, aber ich sage Ihnen: Nierenschwumpfung, Lebertreibs, Milchwassersucht usw. sind gewiß fabelhaft schöne Krankheiten, besonders wenn sie noch nicht diagnostiziert sind, aber zur Abwechslung ist einmal ein wirklich gesunder Mensch auch von Bedeutung. Einmal, weil er äußerst selten vorkommt, zum andern des Gegenpases wegen. Es ist ein reines Wunder, daß wir ein solches Exemplar eines wirklich kerngesunden Menschen hier in der Klinik haben, ein freundlicher Zufall sozusagen, und den wollen wir entsprechend ausnützen.“

Er drückte auf die Klingel, und sagte dem eintretenden Diener:

„Bringen Sie mir den Ignaz Melzer von Saal IV!“

„Dieser Ignaz Melzer“, wandte der Geheimrat sich dann wieder an die Hörer, „ist vor ein paar Tagen hier eingeliefert worden. Er hat einen kleinen Straßenbahnunfall erlitten, bei dem ihm ein Finger abgequetscht wurde — eine Lächerlichkeit also. Er ist selbstverständlich eingehend untersucht worden, auch von mir, und dabei hat sich herausgestellt, daß der Mann geradezu an einer Hypertrophie der Gesundheit leidet. Seine inneren Organe sind in einer Weise gesund, die — vor allem in dieser Umgebung! — geradezu bedrückend wirkt, und darum habe ich mir vorgenommen, Ihnen dieses Phänomen vorzuführen. Er ist — von dem kleinen Schönheitsfehler, dem abgequetschten Finger abgesehen — der absolut gesunde Mensch, wie er mir in meiner Praxis höchst selten vorgekommen ist!“

Der Diener erschien mit dem „absolut gesunden Menschen“, händigte dem Geheimrat den „Beschrieb“ des behandelnden Arztes aus, und zog sich wieder zurück. Der „absolut gesunde Mensch“, der durchaus keinen übermäßig kräftigen Eindruck machte, und dessen Gesicht faltig und ledern ausah, nahm auf eine einladende Handbewegung des Geheimrats neben diesem Platz und sah ein wenig unsicher auf die Schar von Studenten, die ihn mit gespannter Aufmerksamkeit betrachteten.

„Ignaz Melzer“, begann der Geheimrat zu lesen, „52 Jahre alt, unverheiratet, Fabrikarbeiter. Quetschung des Zeigefingers an der linken Hand mit Blutaustritt unter dem Nagel. Unbedeutend. Fieber: keines.“ Dann zu Ignaz Melzer: „Herr Melzer, ich habe Sie hierher gebeten, weil ich den Herren hier — lauter angehenden Mediziner — einmal einen wirklich gesunden Menschen zeigen wollte. Der behandelnde Arzt hat festgestellt und ich habe diese Feststellung bestätigt, daß alle Ihre inneren Organe durchaus gesund sind. Die Herren werden sich nachher selbst von dieser Tatsache überzeugen, aber ehe wir an die Untersuchung herangehen, möchte ich einige Fragen an Sie richten.“

„Bitte!“, sagte Herr Ignaz Melzer und sah nicht gerade sehr glücklich aus. Von ein paar Duzend jungen Leuten auf die Gesundheit seiner inneren Organe untersucht zu werden, schien ihm offenbar nicht das Höchste der Gefühle.

„Sie sind also“, fuhr der Geheimrat fort, „52 Jahre alt — sind Sie je in Ihrem Leben krank gewesen?“

„Ich kann mich nicht erinnern.“

„Masern, Scharlach, Keuchhusten?“

„Weiß ich nicht; ich glaube nicht.“

„Schön. Es ist also nicht wahrscheinlich, daß Sie an Kinderkrankheiten gelitten haben, und seit Sie denken können, sind Sie bestimmt nie krank gewesen. Was haben Sie getan, um diese Ihre beneidenswerten Gesundheit zu erhalten?“

„Hää?“

„Ich meine, haben Sie Ihr Leben ganz besonders darauf eingerichtet, nie und durch nichts Ihre Gesundheit zu schädigen?“

Ignaz Melzer zuckt die Achseln; er hat die Frage nicht verstanden.

„Ich meine: haben Sie bei allem, was Sie unternahmen, stets in erster Linie an Ihre Gesundheit gedacht?“

„Nein. Darum habe ich mich überhaupt nicht gekümmert.“

„So. Aberhaupt nicht gekümmert! Sehen Sie, meine Herren: der Mann hat also ganz instinktiv so gelebt, wie es seiner Gesundheit zuträglich war. Also, Herr Melzer: wir wollen einmal die letzten zehn Jahre Ihres Lebens genauer betrachten — hier erinnern Sie sich ja wohl an alles. Sie haben gewiß in diesen zehn Jahren ein ganz außerordentlich solides Leben geführt, nicht wahr?“

„Das kann man wohl sagen“, nickt Ignaz Melzer.

„Sind Sie jeden Tag zu einer bestimmten Stunde aufgestanden?“

„Zuwohl. Im Winter um halb sieben, im Sommer um Sech.“

„Und wann haben Sie sich schlafen gelegt?“

„Jeden Abend um neun Uhr.“

„Ohne jede Ausnahme?“

„Zuwohl. Ohne jede Ausnahme.“

„Aha! Sehr interessant! Sehr bezeichnend. Haben Sie auch Ihre Mahlzeiten immer um die gleiche Zeit eingenommen?“

„Immer pünktlich!“

„Haben Sie eine gewisse Diät befolgt — ich meine: war Ihr Speisezettel nach ganz bestimmten Prinzipien geordnet?“

„Das — weiß ich nicht!“

„Also nicht! Ausgezeichnet. Aber — haben Sie viel oder wenig gegessen?“

„Ich war immer gerade satt!“

„Hören Sie, meine Herren, hören Sie! Haben Sie Alkohol zu sich genommen?“

„Nein. Durchaus nicht.“

„Sie haben also in den letzten zehn Jahren keinen Alkohol genossen. Und früher?“

„Gelegentlich ein Glas Bier.“

„So, so! Und wie steht es mit dem Rauchen?“

„In den letzten zehn Jahren nichts. Früher gelegentlich eine Zigarette!“

„Sieh! Sieh! Also: jeden Tag um die bestimmte Zeit aus den Federn und ins Bett. Keine besondere Diät, aber nie übermäßig viel gegessen. Kein Alkohol. Kein Nikotin! Hören Sie — hören Sie, meine Herren! Zehn Jahre Enthaltbarkeit! Nun haben wir das Rezept, wie man gesund bleibt! Sie sind manueller Arbeiter, Herr Melzer — was haben Sie zuletzt gearbeitet?“

„Tütenkleben!“

„Der Professor wird etwas unsicher. „Tütenkleben? Wo denn?“

„Nun — im Buchthaus!“

„Der Geheimrat wird blaß. „Das heißt also, Sie waren zehn Jahre eingesperrt?“

„Nun natürlich! Glauben Sie, sonst hätte ich so solide gelebt!“

Die Versöhnung.

Von Dorothea Bürger.

Ernst und ein wenig gerührt und auch ein wenig ironisch schaut Onkel Rudolf auf seinen Nefen Günther und Inge, dessen junge hübsche Frau, die mit finsternem Gesicht am Tisch sitzen, aber sonst mit gesundem Appetit jeder ein Schnitzel à la Holstein verzehren, mit Spiegeleiern und Sardellengerant.

„Na, das ist alles halb so schlimm, Kinder, was denn, was denn, Streitigkeiten gibt es in jeder Ehe! Bei mir und Tante war es auch so, als wir jung waren. Seid vernünftig, ich bestelle noch eine Flasche Wein und ihr veröhnt euch wieder!“

Inge sieht ihren Günther mit zusammengekniffenen Augen an, so von der Seite. Günther brummt vor sich hin. Schließlich meint er seufzend:

„Also schön, seien wir vernünftig, vertragen wir uns.“

Es klingt nicht ganz überzeugend.

Aber dann kommt der Wein und dann kommt Spargel und Schwedenfrüchte mit Sahne, die Inge so gern ist, und zum Mokka ein Gläschen Karthäuser, den Günther heimlich liebt. Man redet, die Mienen hellen sich auf, der Onkel ulkt, die jungen Leute drücken sich verflohen die Hand unter dem Tisch, der Onkel merkt es und strahlt.

Dann kommt die Rechnung, zwanzig Mark und noch einige Pfennige, dem Onkel ein Vergnügen.

„Und daß mir so etwas so schnell nicht wieder vorkommt, nicht wahr!“ Er zieht seine nette kleine Nichte am Ohr-läppchen.

Dann verabschiedet man sich.

Der Onkel ist in aufgeregter Stimmung, er freut sich darauf, seiner Frau zu erzählen, wie großartig es ihm gelungen ist, die jungen Leute zur Vernunft zu bringen.

Die beiden aber stiefeln Arm in Arm die Leipziger Straße herunter und lachen in sich hinein.

„Sind wir beide nicht glänzende Schauspieler und habe ich das nicht gut inszeniert?“ meint Günther. „Du wolltest wieder mal nett bei Kempinski essen, wozu wir leider kein Geld haben. Aber Onkel Rudolf machen die zwanzig Mark nicht arm. Er ist glücklich im Glauben, uns wieder veröhnt zu haben.“

„Du bist ein schlauer Junge und du läßt dein Weib nicht darden“, sagt Inge und sie küßt ihren Günther.